

Robert LeFaouët

Tiefer Fall

Henriette Courgette (2): Medizinische Leitlinien

Roman

ISBN 978-3-384-18525-9

 tredition

 Oliven

© 2024 Robert LeFaouët

Lektorat von: Susanne Reeck

Coverdesign von: Robert LeFaouët und Florian Brunner

Satz & Layout von: Harald Hoos

Druck und Distribution im Auftrag des Autors:

tredition GmbH, Heinz-Beusen-Stieg 5, 22926 Ahrensburg,
Germany

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Für die Inhalte ist der Autor verantwortlich. Jede Verwertung ist ohne seine Zustimmung unzulässig. Die Publikation und Verbreitung erfolgen im Auftrag des Autors, zu erreichen unter: tredition GmbH, Abteilung „Impressumservice“, Heinz-Beusen-Stieg 5, 22926 Ahrensburg, Deutschland.

Kapitel 1

— Saarbrücken, Mittwoch, 29.8.2018

Roberta Miltat war tief in die Handlung eines Romans versunken, als ihr Handy klingelte. Sie sah, dass es Schäfer war, einer ihrer Kommissare, den sie wegen seiner Zuverlässigkeit sehr schätzte, und nahm das Gespräch an. Es war 21:30 Uhr.

Kommissar Schäfer entschuldigte sich für die Störung und berichtete von einer Leiche am Schwarzenbergturm. Es könnte ein Selbstmord sein, aber es gebe auch andere Hinweise. Außerdem handele es sich vielleicht um einen Schweizer Staatsbürger, und bei möglichen internationalen Komplikationen wolle die Chefin ja unbedingt sofort informiert werden. Man werde sie von ihrer Wohnung am Eschberg abholen.

Roberta bemühte sich um einen freundlichen Ton, als sie zusagte, und beendete das Gespräch. Normalerweise wurde sie nicht spätabends angerufen, wenn etwas passiert war. Aber Schäfer tat so etwas nicht unüberlegt, und sein Hinweis auf ein mögliches Opfer aus der Schweiz war ein sehr guter Grund, sie auch nach einem anstrengenden Tag abends aus dem Sessel zu holen. Trotzdem stöhnte sie leicht auf.

Roberta war Leiterin des Landeskriminalamts Saarbrücken. Weil so viel zu tun war, hatte sie ihr Büro erst um 19 Uhr verlassen können und wollte eigentlich einen entspannten Abend zu Hause verbringen. Nach dem Essen goss sie sich ein zweites Glas Weißburgunder ein und lümmelte sich mit ihrer aktuellen Lektüre in der Hand in ihren Lieblingsessel. Roberta war 40 Jahre alt, mittelschlank, mit

blonden, halblangen Locken. Die meisten fanden sie attraktiv, und unter den Kollegen kursierte die wohlwollende Charakterisierung »blond und intelligent«. Einige männliche Kollegen ergänzten diese Darstellung mit »unnahbar«, was wohl darauf zurückzuführen war, dass angenommen wurde, sie sei lesbisch.

Sie riss sich zusammen, zog Jeans, einen leichten Pullover und Sneakers an, da klingelte es auch schon an der Haustür. Ein junger Kollege begrüßte sie förmlich und begleitete sie zu einem Polizei-Jeep. Er fuhr schnell und sicher, die letzten Kilometer ging es auf einem Schotterweg bergauf durch den Wald. Es dämmerte jetzt stark, im Wald war es schon ziemlich dunkel. Von Weitem sah sie den Lichtschein der Scheinwerfer, mit denen die Umgebung des düster und bedrohlich wirkenden Schwarzenbergturmes erleuchtet wurde.

Hinter der Absperrung nahm sie Kommissar Schäfer, ein großgewachsener, älterer, grauhaariger Mann, in Empfang.

»Guten Abend, Frau Miltrat. Schön, dass Sie so schnell kommen konnten.«

»Guten Abend, Herr Schäfer. Sie leiten die Untersuchungen?«

»Ja, Frau Miltrat. Und ich hielt es für besser, Sie umgehend zu informieren.«

»Na, dann erzählen Sie mal.«

»Der Tote liegt auf dem Dach des Elektrohäuschens.« Dabei zeigte er auf einen circa fünf mal fünf Meter großen und vier Meter hohen Betonquader, der unten an der Rückseite des Turms angebaut war. »Es ist kein schöner Anblick, der Tote ist völlig zerschmettert. Der Rechtsmediziner meinte, dass die Leiche nur wenige Stunden dort gelegen haben könne. In einer Hosentasche befanden sich ein Autoschlüssel für einen Range Rover und ein Ticket der Rhätischen Bahn. Das ist eine regionale Bahngesellschaft in Graubünden. So sind wir zu der Annahme gelangt, dass es sich um

einen Schweizer handeln könnte. Leider gibt es noch keine Hinweise auf seinen Namen, wir wissen also noch nicht, wer der Tote ist. Das Auto wird gesucht.«

»Ist die Aussichtsplattform nicht sehr gut gesichert?«, fragte Roberta. »Ich erinnere mich an hohe Gitter und sogar so etwas wie einen Überhang.«

»Das stimmt. Aber mit einer Strickleiter kommt man da sehr gut hoch.«

»Sagen Sie jetzt nicht, dass unser Toter mit einer Strickleiter auf das Absperrgitter geklettert sein soll.«

»Na, zumindest befindet sich genau oberhalb des Toten eine Strickleiter am Gitter. Und einen Rucksack haben wir gefunden.«

»Das würde auf einen besonders spektakulären Selbstmord hindeuten, oder?«

»Könnte sein, muss aber nicht. Die Spurensicherung hat auf der Plattform einen Jackenknopt mit einem daran hängenden Stofffetzen gefunden. Die Jacke des Toten hat einen Reißverschluss, daher kann der Knopf nicht stammen. Es könnte also einen Kampf zwischen unserem Toten und einer zweiten Person gegeben haben, die ihn dann über die Strickleiter auf das Absperrgitter getragen und hinuntergestoßen hat.«

»Dann müsste die Rechtsmedizin bei einer gründlichen Laboruntersuchung des Toten passende Faserreste oder Hinweise auf Verletzungen finden, die ihm vor dem Sturz zugefügt wurden.«

»Das sehe ich genauso«, stimmte Schäfer zu. »Der Knopf kann auch von der Jacke einer völlig unbeteiligten Person stammen.«

Er blickte Roberta an. »Bisher ist das alles, was wir haben. Was wollen Sie sich selbst anschauen?«

»Den Toten und die Plattform«, sagte Roberta mit deutlicher Entschiedenheit. »Aber sagen Sie, wie wurde der Tote gefunden? Man kann ja vom Weg nicht auf das Dach des Elektrohauses blicken.«

Schäfer fasste sich an den Kopf.

»Richtig, das hatte ich vergessen. Der Turm wird um 20 Uhr geschlossen, und das Schließpersonal muss natürlich vorher nachsehen, ob noch jemand oben ist. Dabei wurde die Strickleiter entdeckt, und der arme Herr Poczinski, der heute Dienst hatte, kletterte dann mit einer Leiter, die im Elektrohäuschen lag, auf das Dach und entdeckte den Toten. Der arme Kerl ist immer noch völlig fertig.«

Schäfer deutete mit dem Arm zu einem Mann, der zusammengekauert auf einer Bank saß, neben sich eine Polizistin.

»Er hat ausgesagt, dass er um 19:50 Uhr am Turm angekommen ist, und dass weit und breit kein Mensch zu sehen war. Er ist dann nach oben gestiegen und hat weder im Turm noch auf der Plattform jemanden gesehen, aber die Strickleiter entdeckt. Weil man wegen des Gitters von oben das Dach des Elektrohäuschens nicht einsehen kann, kam er auf die Idee, mit der Leiter auf das Dach zu steigen, um nachzusehen, und dann hat er uns angerufen.«

»Gut«, meinte Roberta. »Das bedeutet, dass der Sturz nicht lange vor 19:50 Uhr stattgefunden haben kann, weil der Tote oder sein Mörder die Strickleiter wohl kaum aufgehängt hat, während noch andere Besucher auf dem Turm gewesen sind.«

»Das passt auch zu der ersten Angabe des Rechtsmediziners«, bestätigte Schäfer Robertas Überlegung.

»Wir müssen unbedingt die Menschen befragen, die heute Nachmittag und heute Abend auf dem Turm waren«, setzte Roberta ihre Überlegungen fort.

»Der Aufruf in den Medien ist schon erfolgt«, entgegnete Schäfer knapp.

»Entschuldigen Sie, das hätte ich mir denken können.« Roberta legte ihre Hand besänftigend auf seinen Arm. »Dann schaue ich mir jetzt mal den Toten an.«

»Wenn Sie meinen. Aber es ist wirklich kein schöner Anblick. Der Rechtsmediziner und die Spurensicherung sind übrigens schon fertig.«

Als Roberta auf der Leiter stehend über den Rand des Daches blickte, musste sie sich ziemlich zusammennehmen. Sie hatte schon einige Leichen gesehen, aber diese Zerstörung war brutal. Fotos mit dem Gesicht des Toten konnten sie jedenfalls nicht veröffentlichen, es gab keins mehr. Sie konzentrierte sich im Licht der Scheinwerfer auf die Kleidung, erkannte einen blauen Blouson mit Reißverschluss und eine beige Hose. Der Tote trug einen Schuh, der nach sehr guter Qualität aussah. Den anderen Schuh konnte sie auch außerhalb der großen Blutlache nicht entdecken.

Sie stieg die Leiter herunter und fragte Schäfer behutsam: »Habt ihr den zweiten Schuh?«

»Ja, Frau Miltrat. Er wurde vom Fuß gerissen und sogar vom Dach geschleudert. Die Spurensicherung hat ihn im Gras gefunden. Es ist ein Maßschuh mit einem eingénähten Firmenemblem. Leider ist das Emblem unleserlich, der Schuh ist anscheinend schon lange getragen worden. Vielleicht kann man es bei dem anderen Schuh besser erkennen. Wir wollten ihn allerdings vorläufig am Fuß lassen. Möglicherweise können wir den Toten auf diesem Weg identifizieren, falls wir den Schuhmacher finden können.«

»Das könnte zumindest eine Chance sein.« Roberta sah ihn optimistisch an. »Dann steigen wir mal nach oben.«

Sie nahmen die 241 Stufen ohne Pause, Schäfer musste ganz schön pusten und äußerte sich lobend über die Fitness seiner Chefin. Oben angekommen, fragte Roberta einen Mitarbeiter des Spurensicherungsteams, das gerade mit seiner Arbeit auf der Plattform fertig war, ob sie sich auch das Innere des Turms und die Treppen angesehen hätten.

»Aber selbstverständlich, Frau Miltrat!«, kam die Antwort. Roberta kannte den Namen dieses Mitarbeiters nicht,

umgekehrt war das anscheinend anders, aber das ging ihr häufiger so. Er gab die Plattform frei: »Sie können sich gerne umsehen, wir sind für heute durch. Den Rucksack hat unser Chef schon mitgenommen. Die Strickleiter haben wir hängen lassen, damit Sie sich ein Bild machen können. Wenn Sie genug gesehen haben, packen wir sie ein. Bitte fassen Sie die Leiter nur hiermit an.« Er gab ihr ein Paar Latexhandschuhe.

Roberta verzichtete darauf, sich den Rucksack noch einmal zeigen zu lassen. Sie war sich sicher, dass ihn Schäfer schon inspiziert hatte, und die Spurensicherung würde ihn im Labor genauestens untersuchen.

»Vielen Dank«, sagte sie stattdessen freundlich, und nach einer kleinen Pause: »Wie ist Ihr Name?«

»Michael Schuster, Frau Miltrat.«

»Also, noch einmal vielen Dank, Herr Schuster.« Schuster verschwand im Turm.

Roberta wandte sich an Schäfer: »Was ist das für ein Rucksack?«

»Der lag neben der Strickleiter auf dem Boden. Er ist leer und ein üblicher mittelgroßer Trekkingrucksack, wie man ihn überall kaufen kann. Wir versprechen uns nicht viel davon, nehmen aber an, dass die Strickleiter damit transportiert wurde.«

»Okay.« Sie schaute Schäfer fragend an. »Wo hängt die Strickleiter?«

»Auf der anderen Seite«, erklärte er, »die kann vom Weg aus nicht eingesehen werden.«

Sie gingen auf die hintere Seite der Plattform, und dann sah Roberta die Strickleiter. Das Gitter war um die ganze Plattform herum etwa drei Meter hoch und hatte oben einen 50 Zentimeter breiten Überstand nach innen. Das Ganze war ohne Hilfsmittel nur schwer zu überklettern. Aber hier hatte jemand mit zwei Stahlhaken an der Innenseite

des Überstands eine Strickleiter aus schwarzem Kunststoffseil mit schwarzen Tritten aus Hartplastik aufgehängt. Das erleichterte die Aufgabe kolossal. Zusammengerollt konnte die Leiter gut in einen mittelgroßen Rucksack passen.

Roberta versuchte sich vorzustellen, wie hier jemand hochstieg, auf den Überstand kletterte und hinuntersprang. Körperlich sollte das kein großes Problem darstellen. Mit einem bewusstlosen oder auch toten Mann über der Schulter hochzusteigen wäre schon schwieriger. Aber einmal oben angekommen, bräuchte man die Last nur noch auf den Überstand zu wälzen und dann hinunterzustoßen. Das ginge schon.

Schäfer schien Robertas Gedanken zu erraten. »Beide Varianten wären denkbar, oder?«

»Ja, ich halte beides für grundsätzlich möglich«, antwortete sie nachdenklich. »Aber ich frage mich gerade, warum der Selbstmörder oder Mörder die vom Weg abgewandte Seite ausgewählt hat, wenn er dann die Strickleiter und den Rucksack auf der Plattform lässt. Es musste ihm doch klar gewesen sein, dass der Tote unter diesen Umständen sehr schnell gefunden wird. Wenn er die Strickleiter und den Rucksack ebenfalls auf das Dach des Elektrohäuschens geworfen hätte, würde das viel länger dauern.« Und nach einer kurzen Pause: »Vielleicht sogar mehrere Tage, bis sich jemand über die vielen Krähen und Raben auf dem Dach gewundert hätte.«

Schäfer musterte Roberta aufmerksam. Sie sah nicht aus, als ob sie die letzte Bemerkung zynisch gemeint hätte.

»Vielleicht wollte er nur nicht bei der Aktion gestört werden, und die Dauer bis zum Auffinden der Leiche war ihm nicht wichtig. Wir stehen eben erst am Anfang der Ermittlungen«, erwiderte er deshalb in ernsthaftem Tonfall.

Roberta nickte.

Beim Hinuntergehen schwiegen sie beide. Unten verabschiedete Roberta sich von Schäfer, bat ihn, sie auf dem Laufen-

den zu halten, und wünschte ihm viel Erfolg. Dann ging sie zum Polizei-Jeep, vor dem der junge Kollege wartete, und ließ sich nach Hause fahren.

Inzwischen war es 0:30 Uhr. Sie wusste, dass sie jetzt nicht sofort einschlafen konnte, goss sich ein frisches Glas Weißburgunder ein und zündete eine Kerze an. Im Halbdunkel saß sie in ihrem Sessel und hörte leise einen Internet-Jazzsender.

Sie war schon einmal mit ihrer Freundin Sybille und einigen anderen Ausflüglern an einem sonnigen Nachmittag auf dem Schwarzenbergturm gewesen. Sybille hatte diesen gemeinsamen Ausflug vorgeschlagen. Man hatte von der Aussichtsplattform in circa 40 Metern Höhe bei schönem Wetter einen guten Blick über Saarbrücken und das Umland. Für Roberta war dieser Ort deshalb bis zu diesem Abend eine schöne touristische Attraktion mit einer angenehmen Erinnerung an Sybille gewesen.

Und jetzt hat hier ein armer Tropf den Tod gefunden. Was da wohl für eine Geschichte dahintersteckt? Aber Schäffer wird es schon herausfinden, hoffentlich.

Roberta dämmerte mit Gedanken an Sybille und auch an ihre andere Freundin, Henriette, dahin. Henriette nahm langsam mehr Gedankenraum ein als Sybille, und Roberta genoss die Wärme, die sie spürte, wenn sie an Henriette dachte. Der tote Schweizer entfernte sich langsam.

Kapitel 2

— Saarbrücken, Sonntag, 15.4.2018

Karl Limbach und Henriette Courgette hatten gestern, an ihrem 17-jährigen Jubiläum, in Karls Maisonettewohnung in der Nauwieser Straße einen sehr schönen Abend mit reichlich Crémant und gutem Essen verbracht. Auch die Erotik war nicht zu kurz gekommen, aber das kam bei ihren Treffen ohnehin höchst selten vor.

17 Jahre war es her, dass der damals 33-jährige Karl an der Hamburger Uni als Mitglied des Lehrkörpers die 23-jährige Studentin Henriette erfolgreich angebaggert hatte. Seitdem war ihre Beziehung sehr vertrauensvoll und stabil, auch über die große Distanz zwischen Hamburg und Saarbrücken, wo Karl einen Ruf als Professor für Experimentelle Psychologie an der Psychologischen Fakultät der Universität des Saarlandes angenommen hatte.

Dann kamen sie sich räumlich wieder sehr nahe, nachdem Henriette vor fast drei Jahren Chefredakteurin des wöchentlich erscheinenden Journals der »Neuen Saarbrücker Zeitung« wurde und ins Saarland zurückzog, wo auch ihr Vater lebte. Das Journal verfolgte neben dem schon länger bestehenden Anspruch, gehaltvolle Artikel zu Kultur und Politik des Saarlandes zu verfassen, seit Henriettes Einstellung das Ziel, regelmäßig mit investigativen Beiträgen eine größere Zahl kritischer Leser zu interessieren.

Henriette und Karl wohnten nicht zusammen und waren auch nicht verheiratet, obwohl Karl eigentlich nicht abgeneigt war. Sexuelle Treue war keine Bedingung für ihre Beziehung. Es war allerdings vor allem Henriette, die einen starken Freiheitsdrang hatte. Er konnte diesem Agreement

im Grunde nur zustimmen. Andernfalls hätte er Henriette verloren.

Karl war sich manchmal unsicher, ob diese Vereinbarung auch wirklich zu ihm passte. Er selbst spürte diesen sexuellen Freiheitsdrang weniger, dachte er dann. Nun ja, es hatte ein paar Treffen mit seiner Ex-Freundin aus Hamburg gegeben, aber das war lange her. Und das Techtelmechtel mit der jungen Professorin aus der Pädagogik war auch nicht wichtig gewesen und lange vergessen. Er hatte es Henriette nie erzählt, sie hatten explizit keine Berichtspflicht vereinbart.

Henriette hatte dagegen neben Karl immer wieder verschiedene Beziehungen, meist mit Frauen, kaum mit Männern. Bei ihren Frauenbeziehungen wollte sie sexuell dominant sein, mit Karl waren ihre Rollen eher gleich verteilt. Dauerten diese Frauenbeziehungen länger, erzählte sie Karl meistens davon, aber nicht immer.

Seit schon zwei Jahren war Roberta Miltrat eine feste Größe in Henriettes Beziehungsleben. Sie hatten sich im Fitnessstudio kennengelernt, seitdem trafen sie sich regelmäßig, genossen sich gegenseitig und redeten über Gott und die Welt. Aktuelle Angelegenheiten ihrer Jobs – Roberta als Leiterin des Landeskriminalamts in Saarbrücken und Henriette als Chefredakteurin des Journals der »Neuen Saarbrücker Zeitung« – waren auch immer Gesprächsthema. Beide hatten in ihrer kurzen gemeinsamen Vergangenheit gelernt, dass sie aufeinander bauen konnten. Es tat beiden gut, auch heikle Themen ohne Angst vor Indiskretionen direkt von Frau zu Frau besprechen zu können.

Karl kannte und schätzte Roberta, nur manchmal sah er sie als Konkurrentin. Ab und zu waren sie zu dritt auf klassischen Konzerten oder beim Jazz, und dann gab es sehr interessante Diskussionen mit ihr. Wenn sie zu dritt unterwegs waren, hatten weder er noch Roberta das Gefühl, fünftes Rad am Wagen zu sein. Henriette hatte die Gabe,

ihre Gunst so zu verteilen, dass sich niemand zweitrangig vorkam.

Seltener wurden sie von Robertas anderer Freundin, Sybille Sygusch, Leiterin des Statistischen Amts des Saarlandes, begleitet. So war es denn heute eher eine Ausnahme, dass sie sich zu viert am Saarbrücker Schloss zum Sonntags-Jazz trafen.

Es war zwölf Uhr und immer noch ziemlich frisch. Henriette und Karl waren um zehn Uhr aufgestanden. Sie waren an ihrem Jubiläumsabend erst spät zur Ruhe gekommen und brauchten beide ausgiebiges Duschen und zwei Lungos, um halbwegs in den Tritt zu kommen.

Karl sah Roberta und Sybille schon von Weitem am Crêpes-Stand stehen, an dem sie verabredet waren. Sybille war vielleicht 50 Jahre alt, also etwa so alt wie er selbst, sehr schlank und hatte kurze graue Haare. Figürlich sah sie Henriette mit ihrer fast knabenhafoten Statur ähnlich, nur dass Henriette schwarze Haare hatte und deutlich größer war.

Roberta begrüßte Henriette sehr herzlich, aber auch Karl bekam sein Küsschen. Sybille hielt sich dagegen etwas zurück, jeder bekam eine kurze Umarmung.

»Na, ihr habt auch schon fitter ausgesehen«, meinte Roberta zu Karl und Henriette. »Ist es gestern etwas später geworden?«

»Nur kein Neid«, konterte Henriette. »Mehr will ich dazu jetzt nicht sagen.«

Karl versuchte, das Gespräch in ein ruhigeres Fahrwasser zu lenken, und kommentierte die Performance der Jazz-Combo, die gerade »Take Five« spielte.

»Gut, es ist nicht Dave Brubeck, klingt aber ganz erfreulich, finde ich. Was meinst du, Sybille?«

»Ach Karl, du weißt doch, dass ich es eigentlich eher mit klassischer Musik habe. Aber der Fünf-Viertel-Takt hört

sich schon etwas anspruchsvoller an als das, was man sonst so hört.«

»Oha, zählen kann unsere Statistikerin ja wirklich«, frotzelte Karl.

Sybille schaute ihn etwas irritiert an. Alle schwiegen.

Karl wollte seine freche Bemerkung wiedergutmachen: »Fährst du eigentlich dieses Jahr wieder nach Salon?«, schob er an Sybille gewandt nach.

Vor einiger Zeit hatte sie von diesem Kammermusik-Festival in Salon-de-Provence berichtet. Für knapp zwei Wochen trafen sich hochklassige Musiker aus der ganzen Welt, und jeden Tag fänden mehrere Freiluftkonzerte statt.

Sybille war sich nicht sicher, wie sie Karls Themenwechsel einordnen sollte. Meinte er die Frage ernst?

»Ja, bestimmt«, antwortete sie ein wenig zurückhaltend. »Willst du etwa mitkommen?«

Jetzt war es an Karl, irritiert dreinzuschauen.

»So war die Frage nicht gemeint.«

Er schaute hilfesuchend zu Henriette, die ihn daraufhin lächelnd ansah.

»Also, ich glaube schon, dass du sehr gerne mal auf dieses Festival möchtest. Mich hast du ja schon gefragt, ob ich mitkommen würde, aber ich kann mir beim besten Willen nicht vorstellen, mehrere Tage hintereinander Kammerkonzerte anzuhören. Du solltest das wirklich überlegen.«

Henriette schaute fragend zu Roberta, die daraufhin ins selbe Horn stieß: »Ich finde auch, dass ihr das überlegen solltet.«

Zu Sybille gewandt, ergänzte sie: »Du hast mich ja auch schon öfter gebeten, mitzukommen, aber mir geht es eben wie Henriette. Für mich wäre so eine Konzertwoche nicht das Richtige.«

Sybille sagte nichts und schaute Karl fragend an.

»War das denn eine Einladung?«, fragte er Sybille, um den Ball zurückzuspielen.

Sybille hatte sich inzwischen wieder gefangen. »Einladung würde ich jetzt nicht direkt sagen«, antwortete sie mit einem ironischen Unterton. »Aber wenn du Lust hast, können wir ja mal darüber reden, ob wir uns das zutrauen.«

Karl fand die Idee inzwischen wirklich interessant. Klar hatte er große Lust, mal zu diesem Festival zu fahren, und die Provence mochte er sowieso. Aber mit Sybille? Er kannte sie kaum. Konnte er sich das vorstellen?

Er nahm Sybillen ironischen Unterton auf: »Wenn uns unsere beiden Damen so zureden, sollten wir vielleicht wirklich darüber nachdenken.«

»Das Programm müsste in diesen Tagen da sein«, meinte Sybille jetzt ernsthafter. »Vielleicht können wir uns nächste Woche treffen und darüber sprechen?« Und nach kurzem Nachdenken: »Wie wäre es zum Beispiel am Dienstag um 16 Uhr im ›Kulturcafé?««

Karl schaute in den Kalender seines iPhones: »Wenn wir 16:30 Uhr sagen, klappt das. Ich habe bis 16 Uhr eine Besprechung und dann einen schönen Grund, die Besprechung pünktlich zu beenden.«

»Dann haben wir ein Date.« Sybille schmunzelte Karl jetzt mit deutlichem Interesse zu.

Henriette lachte und nahm Roberta in den Arm: »Wäre das nicht toll für unsere Klassikfans?««

Roberta stimmte ebenfalls lachend zu: »Wir drücken euch die Daumen, hoffentlich klappt es.«

Henriette löste sich von Roberta und hakte sich bei Karl unter.

»Jetzt brauche ich aber meine Crêpe, ich habe Hunger.«

— Saarbrücken, Dienstag, 24.4.2018

Fünf Minuten nach 16:30 Uhr kam Karl ins »Kulturcafé« am St. Johanner Markt. Sybille saß an einem Tisch am Fenster und war in ihr iPad vertieft. Er trat auf sie zu.

»Hallo, Sybille, wie geht es dir?«

»Hallo, Karl. Entschuldige, ich habe dich nicht kommen sehen«, sagte sie überrascht.

»Kein Wunder, so wie du dich auf dein iPad konzentrierst. Kaufst du neue Schuhe im Internet?«

»Das weniger«, antwortete sie wieder gefasster. »Ich schau mir das Programm von Salon an. Bist du immer noch interessiert?«

»Unbedingt! Deshalb bin ich ja da.«

Karl hatte in der letzten Woche mehr als einmal überlegt, ob er wirklich mit Sybille nach Salon fahren wollte. Kurzzeitig hatte es ihn verunsichert, dass sowohl Henriette als auch Roberta deutlich zu dieser gemeinsamen Reise geraten hatten. Ob da wohl etwas Eigennutz mit im Spiel war? Aber dann beruhigte er sich. Klar würden die beiden die Zeit überbrücken können. Wahrscheinlich würden sie sie sogar genießen. Aber war das nicht völlig in Ordnung, so wie er und Henriette ihr Leben gestalteten? Auf jeden Fall sollte ihn dieser Gedanke nicht davon abhalten, mit Sybille nach Salon zu fahren.

Über Sybille hatte er sich auch Gedanken gemacht. Er kannte sie kaum, da konnte so eine gemeinsame Reise sehr lang werden. Andererseits interessierte sie ihn auch. Sie wirkte etwas reserviert, und das reizte ihn anscheinend. Als Leiterin des Statistischen Amtes musste sie zudem allerlei auf dem Kasten haben. Er fand sie attraktiv, machte sich aber über eine mögliche erotische Seite ihrer eventuellen Provence-Reise keine Gedanken: Sie bevorzugte anscheinend Frauen.

Sie bestellten Cappuccinos, Sybille dazu noch ein Stück Apfelkuchen mit Sahne. Sie schob Karl das iPad hin und er-

klärte ihm das Programm. Es gab meistens drei Konzerte am Tag: mittags, um 17 Uhr und um 20 Uhr.

»Wie lange wollen wir denn eigentlich bleiben?«, fragte Karl.

»Was hältst du von einer Woche, Samstag bis Samstag?«

»Eine Woche fände ich gut.« Er wischte ein paarmal über sein iPhone. »Dann schlage ich 28. Juli bis 4. August vor.«

»Das würde passen«, antwortete Sybille, ohne nachzudenken. »Das eigentliche Programm fängt am Montag, dem 30. Juli, an, wie du siehst. Dann hätten wir den Sonntag noch frei, sozusagen zur Akklimatisation, und es wären insgesamt fünf Konzerttage. Meinst du, dass du das schaffst?«

»Je drei Konzerte an fünf Tagen nacheinander sind mir sicher zu viel. Aber müssen wir wirklich überall hin?«

»Nein, aber vielleicht in zwei Konzerte?« Sybille lächelte ihn gewinnend an.

Karl unterbrach die Programmdiskussion. »Hast du eigentlich schon eine Hotelidee?«

»Ich war ja schon ein paarmal da und habe mehrere Quartiere ausprobiert. Am besten hat mir ein schön gelegenes Haus mit drei Appartements gefallen. Da könnten wir uns auch selber etwas kochen. Alle haben private Terrassen mit schattigen Ecken. Sie haben auch eins mit zwei Schlafzimmern.«

Sie nahm sich das iPad, tippte etwas herum und zeigte Karl dann die wunderschöne Ansicht eines alten Hauses im Grünen.

»Schau, es gibt sogar einen Pool, falls du dich mal abkühlen musst.«

Karl rutschte kurz gedanklich auf ein falsches Gleis, fing sich dann aber. »Stimmt. Anfang August kann es dort ziemlich heiß werden. Dann versuch doch mal, ob du dieses Appartement bekommen kannst. Ist der Preis okay?«

Sie scrollte etwas hin und her und war dann bei der Preistabelle. Der Betrag war nicht ganz ohne, aber Karl stimmte zu.

»Und wie kommen wir hin?«, spann Sybille den Faden weiter.

»Na, ich denke, wir fahren mit dem Auto, oder? Ich würde mein altes Mercedes-Cabrio vorschlagen. Was meinst du?«

»Auto muss wohl sein. Mit dem Zug dauert es genau so lange, aber mindestens zur Abbaye de Sainte Croix, das ist ein besonders schöner Veranstaltungsort, oder wenn wir mal einen Ausflug machen wollen, brauchen wir dort sowieso ein Auto. Außerdem würde ich gerne Olivenöl und Rosé mitbringen. Ich habe einen Audi A6 Kombi, aber vielleicht ist ein Cabrio für die Provence angemessener. Und das Öl und den Wein sollten wir unterbringen können, auch wenn wir keinen Kombi benutzen. Wenn also dein altes Auto die Reise überstehen würde ... einverstanden.«

»Da habe ich keine Befürchtungen. Gut, dann sind ja einige Rahmenbedingungen schon geklärt. Schauen wir uns doch noch mal das Programm an. Was würdest du dir anhören wollen?«

Sybille klickte zum Programm zurück. Beide gingen die fünf Tage durch und einigten sich auf eine Reihe von Konzerten, die sie besuchen wollten.

Sybille bot an, sich um die Karten und das Appartement zu kümmern. Karl solle schon mal überlegen, ob er dieses Engagement eventuell mit Küchenaktivitäten in Salon ausgleichen könne. Es werde gemunkelt, dass er auf diesem Feld Talent habe. Karl wehrte sich nur zaghaft.

Sie redeten noch etwas über das Programm, jetzt etwas entspannter, und Sybille aß ihren Apfelkuchen auf, der zwischenzeitlich zur Hälfte stehen geblieben war.

Kapitel 3

— Berlin, Freitag, 10.11.1989

Thomas Pfilzner stand am Brandenburger Tor. Er nahm an einem wahrhaft historischen Ereignis teil. Die Grenze zwischen Ost- und West-Berlin war offen. Wildfremde Menschen umarmten sich, es wurden viele Tränen vergossen, alle waren mehr oder weniger euphorisch.

Thomas hatte doppelten Grund, euphorisch zu sein. Am Dienstag hatte seine mündliche Promotionsprüfung, die Disputation, stattgefunden. Es hatte alles gut geklappt, und jetzt war er Dr. Pfilzner. Die Feier am Dienstagabend war im wahrsten Sinne des Wortes berauschend gewesen, und so nutzte er den Mittwoch zur Erholung. Am Donnerstag erschien er dann wieder an seinem Arbeitsplatz am Klinikum Steglitz in der Arbeitsgruppe seines Doktorvaters. Aber so richtig gearbeitet wurde nicht, es war eher ein Schaulaufen.

Er hatte Glück gehabt. Nach seinem Chemie- und Pharmakologiestudium bekam er bei Professor Krümper eine Chance, in die klinische Forschung einzusteigen. Krümper war eigentlich Kardiologe, betrieb aber mit seiner Arbeitsgruppe seit einiger Zeit sehr erfolgreich klinische Forschung im Auftrag der Pharmaindustrie. Thomas erhielt eine Zwei-Drittelp-Stelle als Wissenschaftlicher Mitarbeiter in einem Projekt, das die Effekte eines neuen Medikaments zur Senkung des Cholesterinspiegels untersuchen sollte. Mit diesem Projekt sollte er auch promovieren. Seine Stelle wurde zu 100 Prozent von dem Pharmaunternehmen finanziert, das den Markt mit dem neuen Medikament bereichern wollte.

Eigentlich hatte er sich mehr für die grundlegenden Fragen der molekularen Wirkungsmechanismen pharma-

zeutischer Substanzen interessiert als für die klinische Forschung. Aber das Angebot war zu verlockend: eine international renommierte Arbeitsgruppe, eine Zwei-Drittel-Stelle für zwei Jahre, ein mit Sicherheit für den Doktorvater interessantes Promotionsthema und keine absehbaren methodischen Fallstricke.

Es war dann auch sehr glattgelaufen. Nur an einer Stelle kam es zu einer Kontroverse mit Krümper. Thomas kannte den zentralen Wirkstoff des neuen Medikaments recht gut, und er war sich sicher, dass die gewünschten cholesterinsenkenden Effekte gefunden würden. Ob es längerfristige Effekte im Sinne einer Verringerung von Herz-Kreislauf-Erkrankungen gäbe, konnten sie mit dieser Untersuchung nicht herausfinden. Dazu war sie mit zwei Jahren deutlich zu kurz angelegt. Aus seinen Kenntnissen hatte er aber auch eine größere Anzahl möglicher Nebenwirkungen abgeleitet, die er gerne in die Untersuchung integrieren wollte.

Hiermit war Krümper nicht einverstanden gewesen. Er argumentierte mit statistischen Problemen, die tatsächlich nicht von der Hand zu weisen waren, mit zusätzlichen Kosten und mit dem Risiko für Thomas, sich mit der dadurch großen Zahl von erhobenen Parametern zu verzetteln. Thomas gab nach, was hätte er auch tun sollen. Er berücksichtigte auf Vorschlag von Krümper nur noch zwei potenzielle Nebenwirkungen, die zwar immer wieder in der vorliegenden Literatur diskutiert wurden, von denen er aber annahm, dass sie unter den Bedingungen seiner Untersuchung nicht auftreten.

So kam es auch. Die gewünschten Effekte wurden gefunden, Nebeneffekte nicht. Alle waren zufrieden, auch Thomas, weil er jetzt Dr. Pfilzner war.

Mit Elfi, Kathi und Hannes, dem Hauptmieter ihrer großen, aber heruntergekommenen Kreuzberger Wohnung, lebte er seit einem halben Jahr in einer Wohngemeinschaft zusam-

men. Die anfänglichen erotischen Verwerfungen hatten sie inzwischen überwunden und konzentrierten sich auf die Alltagsfragen: wer den Abwasch besorgte, den Müll runterbrachte und das Klo putzte. Jetzt saßen sie abends im Gemeinschaftswohnzimmer auf ihren Sperrmüllsesseln und dem alten Sofa von Hannes' Großmutter vor dem Fernseher und stießen zum wiederholten Male mit Söhnlein-Sekt auf Thomas' Erfolg an. Daneben waren die Demonstrationen in der DDR das zweite große Thema.

Die »Tagesschau« berichtete, dass DDR-Bürger ab sofort ausreisen dürften, und die Aufzeichnung der entscheidenden Pressekonferenz wurde ständig wiederholt: Auf die Frage des italienischen Journalisten Riccardo Ehrman, ob das neue Reisegesetz nicht ein Fehler sei, hatte Schabowski mit den historischen Sätzen reagiert:

»Und deshalb haben wir uns dazu entschlossen, heute eine Regelung zu treffen, die es jedem Bürger der DDR möglich macht, über Grenzübergangspunkte der DDR auszureisen. Also, Privatreisen nach dem Ausland können ohne Vorliegen von Voraussetzungen, Reiseanlässen und Verwandtschaftsverhältnissen beantragt werden. Die Genehmigungen werden kurzfristig erteilt. Das tritt nach meiner Kenntnis, ähh, ist das sofort, unverzüglich.«

Als sich im Verlauf des Abends die Nachrichten verdichteten, dass sich am Grenzübergang Bornholmer Straße etwas tun würde, stimmten alle Kathis Vorschlag zu, dort selbst nachzusehen. Sie nahmen die U-Bahn vom Platz der Luftbrücke nach Wedding. Dabei durchfuhren sie die gespenstisch verdunkelten Bahnhöfe in Berlin-Mitte, das zur DDR gehörte, und fuhren dann noch für einige Stationen mit dem Bus.

Als sie am Grenzübergang ankamen, spürten sie die explosive Stimmung. Auf beiden Seiten hatten sich sehr viele Menschen versammelt. Gegen 23:30 Uhr verloren die DDR-Grenzposten schließlich die Nerven und öffneten den

Schlagbaum. Schnell sprang der Funke auf andere Grenzübergänge über. Die Menschen strömten in riesigen Mengen aus Ost-Berlin in den Westteil der Stadt. Ein riesiges Volksfest begann.

Erst im Morgengrauen war die Wohngemeinschaft wieder zu Hause. Nach ein paar Stunden Schlaf und starkem Kaffee machten sie sich wieder auf den Weg, jetzt zum Brandenburger Tor. Es war einfach fantastisch.

— Berlin, Montag, 2.4.1990

Einige Monate später war die politische Euphorie abgeebbt. Es hatte sich angedeutet, dass die deutsch-deutsche Vereinigung auch Probleme mit sich brachte. Das Gleiche galt für Thomas' Promotionseuphorie. Er wurde zwar von Krümper in einem neuen Pharmaprojekt weiter beschäftigt, aber das war für Thomas keine wirklich interessante Perspektive. Er wollte habilitieren, und das ging nicht mit Pharmaprojekten von Krümper, dazu brauchte er ein eigenes Labor, weil er sich jetzt wirklich um grundlegendere Fragen kümmern wollte. Ideen hatte er genug.

Wieder hatte er Glück. Im Rahmen eines Habilitandenprogramms konnten promovierte Wissenschaftler bei der DFG, also der Deutschen Forschungsgemeinschaft, seit Kurzem Anträge stellen, um sich selbst und ihre Forschungsarbeiten für drei Jahre zu finanzieren, wenn damit die Habilitation angestrebt wurde. Mit diesem Programm wollte die DFG dem Professorenmangel entgegenwirken.

Also setzte er sich hin und formulierte in zweiwöchiger Tag- und Nacharbeit einen Antrag. Krümper hatte mehrere Laborräume, von denen zwei völlig verwaist waren. Es gab hier auch noch ein paar Geräte, die er gebrauchen konnte. Räume und Geräte baute er in den Antrag als Eigenleistung ein, um deutlich zu machen, dass Grundressourcen vorhanden waren. Den Antrag wollte Thomas heute mit seinem

Chef besprechen, denn er brauchte natürlich dessen Zustimmung.

Er hatte einen Termin um elf Uhr und klopfte pünktlich an die Tür zu Krümpers Sekretariat. Die Sekretärin ließ ihn herein, steckte den Kopf durch die Tür zu Krümpers Büro und bat Thomas dann, sich noch kurz zu setzen. Der Chef telefoniere noch.

Nach zehn Minuten kam Krümper aus seinem Büro, gab Thomas die Hand und fragte, um was es denn gehe. Thomas erläuterte zuerst kurz sein Vorhaben, ohne auf irgendwelche Details einzugehen. Krümper sah erstaunt aus, nickte aber.

»Grundsätzlich finde ich eine solche Eigeninitiative, wie du sie zeigst, gut. Aber im Detail wird es manchmal schwierig. Weißt du denn schon genau, was du tun willst?«

Thomas holte seinen DFG-Antrag aus der Tasche. »Ich habe einen Antragsentwurf fertiggestellt, Professor Krümper.«

Krümper wollte auf diese Anrede nicht verzichten, obwohl er andersherum seine Mitarbeiter und auch die Sekretärin wie selbstverständlich duzte.

»Darin sind die Problemstellung, die vorliegenden Befunde sowie eine Reihe geplanter laborexperimenteller Untersuchungen aufgeführt, inklusive Geräte-, Material- und Personalbedarf.«

»Darf ich den Antrag mal sehen?«

»Gerne.«

Thomas gab ihm ein Exemplar. Krümper blätterte den Antrag durch.

»Das sieht auf den ersten Blick ganz vernünftig aus. Die Passagen über die Laborräume und die Geräte versteh ich allerdings nicht ganz. Du meinst doch nicht meine Laborräume, oder?«

»Doch, Professor Krümper. Die Räume werden ja aktuell nicht mehr genutzt. Aber falls Sie mit den Räumen an-

dere Pläne haben, geht das natürlich nicht. Könnte dann vielleicht die Fakultät aushelfen?«

»Mal sehen. Ich lese mir das erst mal in Ruhe durch, und dann sprechen wir noch einmal darüber.«

Krümper blickte in sein großes Kalenderbuch.

»Ich könnte am Mittwoch um 14 Uhr.«

»Vielen Dank, Professor Krümper, ich werde da sein.«

Krümper schloss die Tür hinter Thomas und dachte nach. Grundsätzlich spürte er einen inneren Widerstand gegen diesen Überfall. Für seine Laborräume und deren Ausstattung hatte er mit der Universität hart verhandelt. Seit sich seine Forschungsstrategie in die klinische Anwendungsrichtung verändert hatte, wurden sie allerdings immer weniger genutzt. Aktuell tendierte die Nutzung zweier Räume tatsächlich gegen null. Es wäre günstig, wenn sich hier etwas täte, auch gegenüber der Fakultät.

Ein DFG-Projekt in seinem Arbeitsbereich würde er natürlich seinen eingeworbenen Drittmitteln zuschreiben. Thomas könnte zwar offiziell über die Mittel verfügen, er selbst würde als Chef aber dafür Sorge tragen, dass die Gelder auf einem seiner eigenen universitären Forschungskonten lägen.

Dass in seinem Arbeitsbereich mal wieder etwas anderes als klinische Wirkungsforschung betrieben würde, wäre für die Außendarstellung auch nicht schlecht. Er, Krümper, würde darauf drängen, als letztgenannter Autor der wissenschaftlichen Beiträgen, die Thomas schreiben würde, genannt zu werden. Schließlich war er der Leiter der Arbeitsgruppe.

Außerdem wäre Thomas für drei Jahre finanziert. Er würde ihn bitten, als Gegenleistung für die Raum- und Gerätenutzung weiter in seiner klinischen Forschungsgruppe mitzuarbeiten, natürlich in einem geringeren Umfang als aktuell. So konnte er sich Thomas' Expertise erhalten, ohne dafür bezahlen zu müssen, und er könnte einen neuen Mitarbeiter einstellen.

Wenn es mit der Habilitation klappen sollte, könnte er sich auch dies zugutehalten, die Fakultät würde es goutieren. All dies hätte er Thomas auch gleich sagen können, aber er wollte ihn noch ein wenig zappeln lassen. Außerdem wäre es besser, wenn er den Antragsentwurf wirklich in Ruhe lesen würde.